

Der Clown.

Stizze von Emil Romanus.

Vor dem Spiegel in ihrer Circusgarderobe steht Miß Elvira, die gezeichnete Trapezkünstlerin, der Star der Saison. In wenigen Minuten wird sie draussen erscheinen vor den vielen, vielen Menschen, die alle auf sie warten, auf die schöne Miß Elvira, die todtübende Fliegerin hoch oben in der Arena. O, es ist herrlich, so bewundert zu werden — mit einem Lächeln, einem Blick Laufende zu bezaubern! Mit keiner Königin tauscht sie, wenn sie wie ein Vogel durch den Riesenraum dahinschwebt, umdraut von dem schmerzlosen Beifall des Publikums. Dieses höchste Glücksgefühl ist es, was sie täglich ihr Leben auf's Spiel setzt mit dem ewigen Risiko, die sie völlig frei, ohne den beruhigenden Schutz des ausgepannten Netzes ausführt.

Der Spiegel wirft ihr Bild zurück: ein gertenschlanke, elastische, muskulöse Körper, — ein feiner Raffetopf von südländischem Typus, umrahmt von tief-schwarzen, glänzenden Haarwellen, — große, nachtschwarze, strahlende Augen. Ein Diadem von kostbaren Brillanten, das wohl eine Königin hätte schmücken dürfen, blüht in dem vollen Haar. Der Graf von Below schenkte es ihr an ihrem letzten Geburtstag. Ja, sie ist schön, blendend schön. Sie weiß es, und um die vollen Lippen fliegt ein Zug von Hochmuth, wie sie ihr Ebenbild im Spiegel erblickt.

An ihr Ohr dringt lautes Beifallslatschen und Lachen. Es gilt dem Clown Bobby, der hoch in der Luft des Publikums steht. Gleich wird er kommen und sie in die Manege geleiten, wo er ihr Auftreten durch seine urkomischen Späße akkompagnirt.

Wie sie an ihn denkt, ist ihr der Glanz in ihren Augen getrübt. Vom ersten Augenblick ihres Hierseins an ist ihr dieser Mensch zuwider gewesen. In letzter Zeit vor noch ein anderes Gefühl hinzugekommen: Furcht. Sie weiß selbst nicht, wie sie es sich erklären soll, fürchtet sie sich doch nicht, wenn sie Abend für Abend ihre todesmuthigen Exerzitien am schwebenden Trapez ausführt. Eins aber weiß sie: der Clown ist der Schatten in dem Licht, das sie, die Geseierte, hier lächlig empfindet.

Sie greift nach der Reitpeitsche, mit der sie immer die Arena zu betreten pflegt und will sich umwenden — da juckt sie zusammen. Dort in der Ecke neben der Thür steht der Clown. Aus dem gespenstlich weißen Antlitz starren feuernde Augen sie an, starren und starren. Und aus dem blutroth ummalten Munde kommen die stereotypen Worte: „Darf ich Sie in die Manege bitten, Fräulein Elvira?“

Aber heute Abend flirrt und zittert noch etwas anderes in diesen Worten, etwas, das ihr die Kehle zusammen-schnürt ...

Und die Augen, die feuernden Augen! Ein Schauer läuft über ihre Seele, aber ihre Lippen sagen lächelnd: „Schon? Ich bin fertig ...“ Der Clown steht und starrt ... Schauer geht sein Athem.

Die Augen, die Augen! ... Sie wendet sich zum Gehen, da fürzt der Clown vor ihr nieder, am ganzen Leibe bebend:

„Ich — liebe Dich!“ In heiser erstarrter Leidenschaft werden die Worte herausgeschossen. Und seine Lippen küssen in heiliger Andacht den Fuß der Künstlerin. Sie zieht ihn zurück, als habe eine Schlange sie berührt. Und ihr stolzes, klingendes Silberlächeln fliegt durch den Raum.

„Ein Clown! Welche Ehre! Köstlich! Stehen Sie auf, Herr Clown!“ Weihen der Hohn ist in ihren Worten. Und wieder dieses Lachen, dieses taufelische, herrliche Lachen. „Wer mich besitzen will, Herr Bobby, der muß ein Mann sein, hören Sie, aber kein Augst!“

Da springt der Jäh auf, den das treffen sollte. Seine Hände unklammern mit eisernem Griff die schlante Gestalt, seine Augen flammen in wilder Leidenschaft, sein heißer Athem will ihr die Stimme betäuben. Haß und Rache und Liebe toben in dem Verliebten. Heiße, leidenschaftliche Küsse preßt sein feuernder Mund auf der Geliebten Wangen und Lippen. Aber jetzt kommt es wie Riefkraft über die Wehelohe. Sie entwindet sich den Armen des Clowns, in jedem Nerv bebend. Blücheln erfasst sie die Peitsche und läßt sie mit jäher Gewalt ein- zweimal auf den Rasenden herabsaufen.

Der zuckt zusammen, wie vom Blitz getroffen. Ein erschütterter Wuthschrei entringt sich seiner Brust, wie er halb betäubt zur Erde taumelt. Als er aufblickt, ist er allein. Von der Arena her schallt Jubel und Händelatschen. Die Königin des Abends wird empfangen ...

Da erhebt er sich, auf dem Gesicht das rothe Mal der Schande. Er erregt eine Puderquaste, um die zwei roten Streifen zu verwischen. Im Spiegel leuchten ihm ein Paar von wilder Rachsucht erfüllte Augen entgegen ...

Im nächsten Augenblick tollt er in der Manege umher ...

Nacht ... Ein dunkler gähnender Rachen liegt der weite Raum des Circus da. Wo Licht und Leben noch vor wenig Stunden stuheten, da herrscht jetzt dumpfe nächtliche Stille. Nur hin und wieder unterbricht das Wiehern der Pferde oder das Brüllen eines Raubthieres die Ruhe der Nacht.

Unten in der Manege ein Mann. Vielleicht einer der Stallknechte? Was späht der Mann umher, wie er langsam vorsichtig an einen Pfeiler heranschleicht? Jetzt löst sich etwas von diesem Pfeiler und schwebt in der Luft: ein Seil. Der Mann klettert daran empor — lagenartig flink — im Nu ist er oben, dicht unter der Decke. Aus der Tasche holt er ein Instrument. Eine Handfäge ist's. Durch die Stille der Nacht surrt ihr feiner Ton — kettenlang ... Surre — furre — Der Mann dort oben ist fertig. Blücheln gleitete er hinab. Nach wenigen Sekunden ist er wie ein nächtliches Gespenst verschwunden ...

Festimmung herrscht in der lichtdurchwogenen Arena. Um die Manege ziehen sich Blumengewinde. Das Haus ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Es ist der Abend der schönen Miß Elvira, die heute zum 50. Male auftritt.

In einer Loge sitzt Graf Below. Neben dem Grafen der Diener, in der Hand ein prächtiges Riesenbouquet aus Veilchen und Rosen. Es soll Miß Elvira bei ihrem Abgang überreichen werden.

Fanfare. Das Publikum reißt die Hände. Gleich wird die Ungebuld gefüllt. Jetzt — der Clown. Sein Gesicht ist noch weißer, sein bemalter Mund noch röther — wie blühend nach Blut. Er schlägt Purzelbäume, toller scheint er denn je. Ein Tusch. Ah!!! Nie war sie schöner, liebevoller wie heute, Miß Elvira. Das Publikum rast. Die Musik schmettert. Die Künstlerin verneigt sich lächelnd. Aufhände werfen nach allen Seiten. Blumen und Sträuße fliegen ihr entgegen. Sie dankt. Und lächelt — lächelt ...

Das Seil hinauf. Ein holdes Wunder schwebt sie in der Luft. Die Musik macht eine kurze Pause. Dann legt sie mit einem Walzer ein. Leicht und pridelnd schweben die Töne durch den weiten Raum.

Oben auf dem Trapez sitzt Miß Elvira. Der Scheinwerfer läßt das blendend weiße Licht auf sie fallen. In ihm blüht und funkelt das Haar. Grazios wiegt sich die Künstlerin ein paar Sekunden lang auf dem Trapez hin und her; dann gleitet sie hinab, faßt die Stange, deren beide Messingenden im Lichte blühen, mit den Händen und fliegt nun mit lächelnder Schwingung durch die Luft. Mit eleganter Geschicklichkeit springt sie auf ein bereitstehendes Podium, lächelnd sich verneigend. Wieder faßt sie die Stange, um zurückzufliegen. Tausend Blide hängen an ihr. Die Walzerlatten perlen — Sie schwebt — Da — was ist das — das Trapez löst sich — Schreie — die Musik bricht jäb ab — Leichenblat steht der Graf in der Loge —

Unten in der Manege ein wirrer Knäuel von Menschen — Man trägt eine Leiche fort — An die Manege gelehnt steht der Clown — starr — wie leblos. Der Glanz in seinen Augen ist erloschen. Und seine bebenden Lippen murmeln: „Elvira.“

Die erste englische Luftpost.

Die Luftpost von London nach Windsor hat bekanntlich jüngst zum ersten Mal ihren Dienst versehen. D. L. Lewis Poole und Kapitän Wyndham, die die Fahrt unternommen haben, besuchten zunächst das Schloß Windsor, um einen geeigneten Landungsplatz aufzusuchen. Doch gehen jetzt die Aeroplane auf dem Kanal = Uebungsplatz nieder. Die erste Post ist vom Bürgermeister von Windsor und dem dortigen Postmeister in Empfang genommen worden. Kapitän Wyndham, auf dessen Veranlassung der neue Dienst eingeführt ist, erklärte einem Pressevertreter, daß die Anzahl der Aeroplane, die für diesen Zweck benutzt werden sollen, von dem Umfang der zu befördernden Poststücke abhängen wird. Jeder Aeroplan kann mindestens 50 Kilo tragen, so daß für die erste Zeit drei oder vier Flugzeuge als ausreichend erachtet werden. Einer der Flieger ist, wie vom Kabel gemeldet, bereits verunglückt.

Beim Wort genommen.

Vertheidiger: Es steht im Buche der Natur geschrieben ... Staatsanwalt: Welche Seite, welche Seite?

Der Seidenwurm.

„Du Friz, was hat denn die Gouvernante heute vorgelesen?“ „Ach, Mama, von Klauen, Schmetterlingen und Würmern!“ „So, so — na, wie heißt denn zum Beispiel der Wurm, dem die Mama die seidenen Kleider verdankt?“ „Papa!“

Rouen, das französische Nürnberg.

Ich glaube, es war der Engländer Charles Lamb, der den Menschen ein „relig-hunting animal“ nannte, um ihn von den anderen Angehörigen anderer und früherer Unterstufen des Tierreiches zu unterscheiden. Denn waren nicht so gut: zweibeinig und aufrecht sind auch Storch und Strauß, mit Verstand und Instinkt kommen wir schon lange nicht mehr aus, und der Mann, der dem Menschen allein die Fähigkeiten des Lachens zuschrieb, kannte den australischen Vogel nicht, den man den „Laughing Jackass“ genannt hat, weil er mit Stimme und Gelächern den ihm laufenden Menschen auszulachen und zu verspotten scheint. Dagegen ist der Mensch sicherlich das einzige Thier, welches die Ueberbleibsel seiner Ahnen aufsucht, behütet und verehrt. Niemand sind die doch gesellig und verständig zusammenlebenden Haringe, Sardinen, Ameisen oder Bienen auf den Gebirgen gekommen, die Hundertjahrfeier ihres ersten Erscheinens an der bretonischen Küste oder in den böhmischen Wäldern oder im Pfargarten von Taubenheim zu begehen, und überhaupt ist den anderen Thieren nichts gleichgültiger als die Thaten und Erlebnisse ihrer Vorfäter. Der Mensch allein kümmert sich eifrig um diese ungenügenden Dinge, fällt Museen mit solchen Reliquien an, errichtet Denksteine und Statuen und verammelt sich in großen Häusern, um das vor hundert oder tausend Jahren geschehene Ereignis festlich zu begehen. So kamen neulich die Reliquienjäger aus Amerika nach dem Vogelschädlichen Saint Die, weil dasselb vor vierhundert Jahren ein Buch gedruckt worden war, worin der zwanzigste Jahre vorher entdeckte Welttheil zum ersten Male nicht mehr Indien, sondern Amerika genannt worden war. Und so erschienen dieser Tage Abgesandte aus Norwegen in Rouen, weil nach den Aussagen der Gelehrten und Weisen gerade tausend Jahre seit der Niederlassung der Normannen in Frankreich verstrichen waren.

Und sehen Sie, wie gutmüthig wir alle geworden sind. Die übrigen Franzosen feierten mit und freuten sich der Ankunft der Normannen. Und doch waren diese Normannenzüge mit kaum etwas andern zu vergleichen als den Zügen der Hunnen nach Deutschland oder den Einfällen der Türken in Ungarn und Oesterreich. Ja, ich glaube, die Reliquienmanie ist uns so in die Knochen gefahren, daß wir alle frühlich mitfeiern würden, fiele es einem unserer „relig-hunting“ Zeigenossen ein, die Verbrennung der Pfalz durch die Franzosen oder den Sieg der Türken bei Mohatsch zur Veranlassung einer großen Feier zu wählen. Weil also vor tausend Jahren die Normannen, nachdem sie vorher schon ein paar Dutzend Male die Seine hinausgefahren waren und alles umher ausgeraubt, verwißt und verbrannt hatten, endlich beschloßen, die Einwohner der Seineniederung ganz zu ihren Sklaven zu machen und dauernd im Lande zu bleiben, wurden in Rouen von den Einwohnern der Normandie, die doch kaum alle von den eingefallenen Siegern abhammen können, sondern deren einige die Raubplünder der damals Ausgeraubten sein müssen, Denkmäler errichtet und Feste gefeiert. Und diesen Anlaß habe auch ich wahrgenommen, um wieder einmal Rouen zu besuchen, das eine Art von französischem Nürnberg und jedenfalls ein wahres Museum der gotischen Baukunst ist.

Nur ein Gedanke fiel mir peinlich auf das Gewissen: man fährt nach Rouen mit der jetzt dem Staate gehörigen Westbahn, und das ist die Bahn, auf der nach den übereinstimmenden und unablässigen Berichten der Pariser Blätter niemals ein Zug früher als eine Stunde nach der festgesetzten Zeit abfährt und niemals früher als drei Stunden zu spät ankommt, wo von zehn abgehenden Zügen drei entgleisen, zwei zusammenstoßen und mindestens einer einen andern Unfall erleidet, sei es, daß er von einer Brücke oder von einem Damme hinabfällt, in Brand geräth oder einfach aus lauter Alter und Morscheit in Stücke fällt. Man kann sich denken, daß es keine Kleinigkeit ist, mit einem solchen Zuge zu fahren, und ich meine, mich selber beinahe als der alten Wikingen würdig gezeigt zu haben, indem ich das ungeheure wagle und ein Billel nach Rouen und zurück nicht nur kaufte, sondern auch benutzte. Jetzt bin ich froh, daß ich es gethan habe, denn dadurch ist mir eine Ahnung in Gewissheit verwandelt worden. Daß es nicht so schlimm sei mit der Staatsbahn, wie die Blätter es machen, hatte ich schon früher geahnt, und auch der Grund der gegen sie gerichteten Campagne schwebte mir dunkel vor. Als aber mein Zug nicht nur auf die Minute obging und ohne den mindesten Unfall glücklich ankam, als des ferneren mein entzündetes Auge sah, daß in meinem Leben in keinem französischen Eisenbahnwagen britter Klasse gefessen habe, der sich

an Bequemlichkeit auch nur entfernt mit dem mit allem Komfort und sogar mit angenehm gepolsterten Sitzbänken ausgestatteten Wagen der vielgeschmähten Staatsbahn vergleichen könnte, als ich endlich die Lokomotive beschaute und die Jahreszahl 1850 oder 1860 zu finden erwartete wie gemeinlich bei Bummelzügen französischer Bahnen, dagegen aber nicht nur die Zahl 1908, sondern obendrein gar den Fabrikationsort Raffel entdeckte, wußte ich alles.

Die französische Westbahn ist vor drei Jahren vom Staate angekauft worden, und damals gab es eine regierungsfähige Mehrheit im Parlament, welche nach und nach alle französischen Bahnen verstaatlichen wollte. Dagegen wehren sich die Gesellschaften, die zum großen Theil im Besitze der Familie Rothschild sind, und die Pariser Blätter stehen entweder direkt im Solde dieser Gesellschaften, oder aber sie gehören theilweise den nämlichen Leuten, die bei den Bahnen interessiert sind. Darum werden in den Blättern alle Unfälle und Unregelmäßigkeiten, die auf den Privatlinien passiren, todgeschwiegen oder aber nur in beschönigender Weise gemeldet, dagegen wird von der Staatsbahn ungünstiges nicht nur breit erzählt und übertrieben, sondern auch direkt erfunden, und der Erfolg ist, daß das Publikum thörsächlich glaubt, die Staatsbahn werde in der unerbittlich schlechtesten Art verwaltet, und nur Privatgesellschaften seien in Frankreich im Stande, solche Unternehmungen ordentlich zu leiten. In Wirklichkeit sind die Privatbahnen Frankreichs, wie Jedermann weiß, die schlechtesten und rüchstandigsten Bahnen in ganz Europa, und die Staatsbahn giebt sich im Gegentheil die größte Mühe, den Nachbarn nahe, wenn nicht gleich zu kommen. Aus diesem Grunde hat sie vor einigen Jahren ein paar hundert Lokomotiven in Deutschland gekauft, was wiederum den Zorn der französischen Industriellen und die Angriffe der Pariser Presse veranlaßte. Ein anderer Grund des journalistischen Jornes ist, daß die Staatsbahn den Blättern keine Freistarten zur Verfügung stellt, also daß auch die Journalisten ihre Reise bezahlen müssen. Auf den Privatbahnen fährt alles, was mit der französischen Presse in Verbindung steht, umsonst, und in der ersten Klasse der französischen Bahnhänge sitzen nur Ausländer, die gezahlt haben, und Franzosen mit Freitarten. Die Pariser Presse hat also einen doppelten Grund, die Staatsbahn schlecht zu machen, — aber wenn ich so lange unterwegs bleibe, wird man am Ende doch glauben, die französische Staatsbahn sei die elendeste aller Fiktionalbahnen, inwiefern sie sich immer noch nicht nach Rouen gebracht hat. Ich reise also eilends weiter und komme in einem Rutsch in der Hauptstadt der Normandie an.

Und da wir uns so lange auf der Bahn verweilt haben, führe ich Sie gleich zum Endziel meines Ausfluges, wohin ich erst gelangte, als ich die Stadt gebührend durchwandert und ihre Merkwürdigkeiten beschaute hatte. Dies ist die Kapelle „Unserer Lieben Frauen von guter Hilfe“, die sich drei Kilometer von der Stadt auf einem stattlichen Hügel erhebt. Die Aussicht von hier oben ist eine der schönsten, die man sich auf dem Erdball zusammensuchen kann. Einerseits die Stadt mit den Thürmen der Kathedrale, von St. Ouen und St. Maclou, der Seine und ihren Brücken, andererseits das Thal des Flusses mit zahlreichen grünen Inseln, die hier wirklich von einem Seebade umschlungen sind wie leuchtende Edelsteine, weiterhin eine anmuthige Ebene mit Feldern und Gärten, Wäldern und Dörfern. Diese Aussicht allein ist die Fahrt nach Rouen werth, und auch wenn die Stadt dereinst gar keine allen wintlichen Gassen und windschiefe malerische Wohnhäuser mehr hat, wird sich die Reise bezahlet machen. Von diesen pittoresken Gassen und Häusern ist heute nicht mehr viel übrig, weil Rouen eine der wenigen französischen Provinzhäute ist, die nicht zurückgeht oder flüchelt, sondern ein reges Industrie- und Handelsleben entwickelt. Da sind nun freilich die engen trümmern Gassen recht hinderlich, und man hat in den letzten dreißig Jahren ganze Viertel niedergelegt, um neue breite Straßen mit sehr hübschen modernen Gebäuden an ihre Stelle zu setzen. Nur ganz vereinzelt haben sich einige der alten, hochgiebigen Holzbauten erhalten, die den Norddeutschland bekannten Besucher wieder auf die Thalsache führen, daß die ganze nordeuropäische Küste dereinst ungefähr die gleiche Kultur und ähnliche Lebensgewohnheiten hatte, gerade wie man das nämlliche auch an der ganzen Südküste von Lissabon über Gibraltar nach Valencia, Marseille, Genua, Neapel und so weiter bis nach Konstantinopel hin beobachten kann. Zwischen einem Marfeller und einem Neapolitaner oder Konstantinopelner ist weit mehr ethische und kulturelle Verührung als zwischen dem Marfeller und seinem französischen Landsmann aus Havre oder Dünkirchen, und ebenso steht der Lübecker

und Rigauer dem Antwerpener und Rouener näher als dem Südrussen oder Süddeutschen.

In Rouen steht eine der schönsten und stilreinsten gotischen Kirchen, die es vermutlich überhaupt gibt; es ist das nicht die ebenfalls sehr schöne Kathedrale, sondern die Kirche St. Ouen. Die allermeisten großen alten Kirchen sind nicht in zwanzig oder dreißig Jahren, sondern in drei oder vier Jahrhunderten errichtet worden, und darum findet man in ihnen nicht nur alle Nuancen der Gotik vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, sondern sehr häufig mischt sich auch noch der romanische und späterhin der Stil der Renaissance und der Barockzeit hinein, um von dem Professorenstil unserer modernen Restauratoren ganz zu schweigen. Eine solche im Laufe der Jahrhunderte in verschiedenerer Bauart ausgeführte Kirche ist darum nicht unüblich. Mit Nischen und im Gegentheil, denn in jener Zeit, als es noch keine Bauakademien und keine akademisch gebildete Architekten gab, legte jede Generation in ihre Bauten ihr ganzes Gemüth, ihr ganzes Dichten, Trachten und Streben, Leben und Wesen, und ein solcher Bau ist dann für den, der zu lesen weiß, ein weit besseres und lebendigeres Buch als die aufs schönste geführte und illustrierte Welt- und Kulturgeschichte. Das ändert aber nicht, daß ein so reiner, in wenigen Jahrzehnten ganz nach einem einheitlichen Plane errichteter Bau wie die Kirche St. Ouen in Rouen wenigstens als Kunstwerk noch weit schöner, edler und herrlicher wirkt.

Auch die Kathedrale ist sehr schön, besonders die wie Silberfiligran aussehende, leider augenblicklich von den Restauratoren überfallene Fassade, obgleich die beiden Thürme daneben sich nicht sehr gut machen, und der viel zu hohe neue eiserne Thurm über derierung abschrecklich wirkt. Ein Edelstein der Gotik ist die Kirche St. Maclou mit ihrer sehr merkwürdigen und reizenden fünfseitigen Fassade und ihren in Holz geschnittenen Renaissancefiguren, prächtig und intim zugleich ist der gotische Justizpalast, und so könnte man seitenslang von den Sehenswürdigkeiten der Stadt erzählen, wenn man dabei nicht nothwendiger Weise dem Bädeler ins Gehege kommen müßte.

In Rouen ist bekanntlich die Jungfrau von Orleans verbrannt worden, — von den Engländern sehen die Franzosen jedesmal hinzu, in Wirklichkeit aber waren damals alle Nordfranzosen „Engländer“, die Pariser selbst nicht ausgenommen. Ein nordfranzösischer Bischof leitete das Verhör, die Professoren der Sorbonne gaben ihr Gutachten gegen die Jungfrau ab, und freuten sich des Schaupiels. Schon im achtzehnten Jahrhundert wurde der Jungfrau ein Standbild errichtet, und das ist einer der komischsten Beweise dafür, daß der Mensch nie aus seiner Zeit herauskam. Diese Johanna steht ganz genau so aus wie eine Freundin der Marquise von Pompadour und scheint sich eben die Haare zu pudern. Die Statue steht übrigens nicht auf dem Plage, wo Johanna verbrannt wurde, sondern dieser ist auf dem großen Marktplate durch ein Kreuz im Pflaster bezeichnet. Für etwaige spätere Besucher von Rouen bemerke ich noch, daß man außer dem Wallfahrtsort Notre Dame de Bon Secours ja nicht den ehemaligen Friedhof von St. Maclou veräume, der im Bädeler etwas flüchtig mitgenommen wird. Das ist ein herrlich stiller und idyllischer Klosterhof, rundum von alten Holzbauten mit geschweiften Fronten umgeben, etwas ähnliches wie die belgischen Beinweidenhöfe, aber vielleicht noch malerischer und eigenartiger, weltfremd und friedvoll wie eine Muttergottes von Memling.

Karl Eugen Schmidt.

Reinhold Begas, Deutschlands berühmter Bildhauer.

Mit dem verstorbenen Altmeister der Bildhauerkunst, Reinhold Begas, ist einer der letzten populären Männer Deutschlands dahingegangen. Begas, der aus einer bekannten Berliner Künstlerfamilie stammte, zeigte früh sein starkes Talent, und eine seiner ersten Arbeiten in Marmor, ein Christustopf, wurde vom König Friedrich Wilhelm IV. für 1000 Thaler angekauft. Von diesem Gelde konnte der junge Künstler seine erste Studienreise nach Rom machen. Dort studierte er mit heiligem Eifer die antiken und mittelalterlichen Vorbilder, die auf sein späteres Schaffen einen großen Einfluß gewannen. In Rom traf er mit anderen jungen deutschen Künstlern zusammen, von denen damals wohl keiner ahnte, daß ihre Namen später einmal einen großen Theil der neuen deutschen Kunstgeschichte ausfüllen würden. Die Freunde hießen Böcklin, Lenbach, Feuerbach. — Seinen ersten Unterricht genoh Begas bei Rauch, und gerade er sollte es sein, der an Stelle der Rauch'schen klassizistisch strengen Kunst eine stark hebraische, lebendige Formensprache zur Herrschaft brachte, die eine Mischung von klassischem Barock, Renaissance und Naturalismus darstellte. Seine

erste große Arbeit, die ihn berühmt machte, war der Entwurf für das Berliner Schiller-Denkmal, und man versteht heute schwer, daß dieses unidealisiert erscheinende Monument damals als trauffer Naturalismus heftig angegriffen wurde. Aber die Kunst der offiziellen Auftraggeber blieb seiner Kunst treu, — und seit Friedrich Wilhelm IV. hat Begas für alle preußischen Herrscher gearbeitet. Kaiser Wilhelm II. begünstigte ihn aber am meisten, und unter seiner Herrschaft schuf Begas in rascher Folge die großen Denkmäler, die den neuen Ruhm Deutschlands vertiebnen sollten und so mit dem künstlerischen einen politischen Zweck verbanden. Auch die Sarkophage des Kaisers und der Kaiserin Friedrich im Potsdamer Mausoleum und das Standbild Alexander v. Humboldt vor der Berliner Universität sind seine Werke. Außer Staatsaufträgen machte er noch eine Menge Privatarbeiten, die zum Theil in der Nationalgalerie und anderen auswärtigen Museen stehen. Dabei lebte er antike Motive, und sein „Pan, Psyche tröstend“, u. a. sind bekannte, reizvolle Werke geworden. Aber sein populärster und zugleich sein schönstes ist der Neptunbrunnen vor dem Schloß, den er im Auftrage der Stadt Berlin für den Kaiser modellirte. Bei einem üppigen Reichtum an Details verlor er doch nicht eine belebte Monumentalität, die anmuthig und leicht verständlich ist, und daß der Brunnen als „Begasbrunnen“ im Volke populär wurde, ist der beste Ruhm für seinen Schöpfer. Reinhold Begas hat, allein rühmlich genommen, die größten Berliner Monumente geschaffen. Standbild, wie das Kaiser - Wilhelm - Denkmal, das Bismarck-Denkmal, der Schloßbrunnen bilden mit einer Härte und bestimmten Note im Bild der inneren Stabilität Berlins. Und sich stark persönlicher Stil äußert sich nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in den Werken der aus seiner Schule hervorgegangenen Bildhauer, die mit kleineren offiziellen Aufträgen bedacht wurden und nun den Stil des Meisters, gesehen und leider oft vergrößert und verschlechtert durch ihr eigenes Temperament, zum Ausdruck brachten. Als Begas auf der Höhe seines Ruhmes stand, drängten sich in seinen Ateliers die Schüler, und es galt als Ehre, zu seinen Meisterschülern zu zählen. Viele von ihnen sind heute selbst berühmte Bildhauer, die aus eigener Kraft den Stil und die Ausdrucksform der Bildhauerkunst erweiterten und förderten; so ist z. B. Leberer, der Schöpfer des berühmten Hamburger Bismarck - Denkmals, ein Begas-Schüler. In der letzten Zeit war es um Begas still geworden, und er lebte zurückgezogen in seiner Berliner Villa. Als er kürzlich den 80. Geburtstag feierte, wurde ihm vom Kaiser der Titel Excellenz verliehen. Trotz der allmählich eintretenden Altersanzeichen schien der Meister doch noch recht kräftig, so daß er am Tage seines Todes noch eine Spazierfahrt unternahm. Als er von der Ausfahrt zurückkam, fühlte er sich nicht wohl, auch verlagte die Sprache, und bald darauf verschied er schmerzlos infolge Herzschwäche. Die Leiche wurde im Atelier, in dem Begas seine größten Werke geschaffen hat, aufgebahrt, vorher nahm der älteste Sohn, der selbst Künstler ist, die Todtenmaske ab, außerdem zeichnete der Rorträtmaler Emanuel Großer den Verstorbenen auf dem Todtenbett.



„Oskar, denken Sie manchmal an Geiraten?“ — „Wie und da gegen Ende des Monats.“



„Sieh' mal, Mutti, der Flamingo da hat'n Schnabel wie Oskel Moritz seine Nase.“ — „Aber, Kind, wie kannst du nur so was Därlisches sagen!“ — „Der Flamingo hört es ja nicht.“ — „Man wirkt oft mehr durch das, was für einen die Leute halten, als durch das, was man ist und tan.“